

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 2

Artikel: Der Soldat und das Mädchen
Autor: Niggli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seltenen Stürze mit Aklamation registriert, aus der auch ein bißchen Schadenfreude herausklingt. Aber so sind eben die Menschen —

Das allerschwerste beim Skifahren ist meines Erachtens die Kenntnis der Fachausrüstung. Es gibt nämlich Langlauf- und Sprungstiefel, Huitfeld-, Alpina- und eine Masse anderer Bindungen. Die Alpina-Attenhofer soll die solideste sein, weil entweder der Ski oder der Fuß, niemals aber die Bindung selbst kaputt geht. Dann gibt es Steig- und Gleitwachs, Seehundsfelle, Stöcke zu 5 und 10 Franken mit breiter oder schmaler Schlaufe, dann natürlich rote, gelbe, blaue Pullovers mit oder ohne Reißverschluß, hübsche Norwegerhosen in Pariser- oder Berlinerblau, elegante Zippelmützen, Salom, Stemmboogen, Christiana und Telemark (mal rechtsrum, mal linksrum), Querschochsprünge — ja, und wenn man sich das alles in den Schädel gehämmert hat, dann ist das Skifahren nur noch ein Kinderspiel. Also, los! Guh, wie das läuft und saust und knirscht, wenn man mit leicht nach vorn gebeugtem Oberkörper, in den Knien federnd, eine Halde „nimmt“. Plötzlich liegt man am Boden, stöhnt, reißt die Bindung ab und die „Winke für Skifahrer“ aus der Wirbjaudentische: „Aha — uih — ääh — richtig, du hättest bergwärts — uih — statt talwärts fallen sollen. Das nächste Mal — ääh — also bergwärts“. — Man liegt in der berühmten Wanne, die Alpina-Attenhofer-Bindung hat sich glänzend bewährt: der Fuß ist tatsächlich kaputt! Am Morgen hatte ich über einen alten, abgenagten Knochen gespöttelt, der am Wege lag. Man sollte nie einen Knochen belächeln, wenn man zum ersten Male skifahren geht!

Ein freundlicher Bauer, der in einem flotten Einspänner-Schlitten von Kühlewil her kam, lud den „gebrochenen“ Spörter auf. In lustigem Trab ging es nach Gafel hinunter. Dort wartete ich zwei Stunden lang im Wirtshaus auf das nächste Schwarzenburgerli, trank 3 Portionen Tee, 4 Gläschen Eglisana und 7 Kaffee crême, und notierte die Ratsschläge einheimischer und fremder Gäste über die Behandlung verstauchter und gebrochener Füße. Noch heute habe ich einen sauren Geschmack im Mund, wenn ich an die Menge essigsauren Tonerde denke, die mir so warm ans Herz gelegt wurde. Schaudernd nahm ich davon Kenntnis, daß ich „nur“ 6–7 Wochen werde das Bett hüten müssen, bis ich wieder einigermaßen auf den Beinen sei! Ein besonders Liebevoller wollte mir meine nigel-nagelneue Ski-ausrüstung am Plage für einen Spottpreis abkaufen. Er vermutete sicher, ich könne meine ungeheure Zeche nicht bezahlen. Ich fand es aber gar nicht nett, aus einer Zwangslage Nutzen ziehen zu wollen.

Wunderbar, ein tieferer Ball, glitt an jenem Abend die Sonne in den zartblauen Dunst des Horizontes hinunter. Ihr scheidender Strahlengruß wandelte die Diamanten der Schneefelder in warmleuchtende Rubine und zauberte in die Augen der Menschen ein frohes, inniges Leuchten.

Der Soldat und das Mädchen.

Von Martha Niggli.

Elly Halm kam am Montag morgen den Hügel herabgelaufen, auf dessen Höhe ihr Vater, der ehemalige Stationsvorstand, sich einen hübschen Ruhestich errichtet hatte. Dort wanderte der alte Mann den ganzen Tag in seinem selbstangelegten Garten herum, die Baumschere in der Hand und in den Ritteltaschen ein Bund Bast, und knipfte bald da etwas weg oder band dort etwas auf, während seine Frau drinnen im Haus ihm seine Lieblingsgerichte vorbereitete und sie und da mit einem nachsichtigen Lächeln über die Wichtigkeit ihres Gatten aus dem Fenster sah. Am Nachmittag aber setzte sie sich hin und strickte an ihren unzähligen Gebrauchsgegenständen für ihre Enkel, denn sechs ihrer Kinder waren verheiratet. Nur Elly, die jüngste, war noch

bei den Eltern und ging jeden Morgen auf den Tagelohn, wie sie das zu nennen pflegte.

Jetzt lief sie wie ein Wiesel den Berg hinab. Am Montag morgen harzte es immer ein bißchen mit dem Aufstehen. Nicht daß sie etwa den Sonntag besonders mißbraucht hätte. Im Gegenteil! Sie hatte jeden Tag in die Stadt zu fahren, wo Lärm und Hast genug war, sodaß sie die Sonntage mit innigem Entzücken auf ihrem Hügel verbrachte, las, ein wenig auf den Wiesen herumkullerte, mit dem Hund spielte oder des Vaters Ziege ein blaues Band um das schneeweiße Ohr knüpfte. Und nach solch idyllisch verbrachten Sonntag bedurfte es stets einiger Anstrengung, um sich am andern Morgen freiwillig wieder ins Arbeitsjoch zu spannen.

Auf halbem Weg lenkte sie nach links ab, folgte einem Fußpfad, der durch ein kleines Didiach führte, und zog dann einen Schlüssel aus ihrem Täschchen, um das hölzerne Tor zu öffnen, das sich ihr plötzlich mitten über den Weg stellte. Die Fahrstraße führte bis an den Nordfuß des Hügels und bog dann wieder nach Süden um, sodaß Elly auf diesem Wege mehr als eine halbe Stunde gebraucht hätte, um jeden Morgen den Bahnhof zu erreichen. So hatte sie denn den Gärtner, welcher den Hang des Hügels gegen die Landstraße hin gepachtet hatte, um die Erlaubnis gefragt, den kleinen Pfad durch sein Gebiet benützen zu dürfen und er hatte ihr sofort den Schlüssel zu dem hintern Tor ausgehändigt. Auf diese Weise ersparte sie sich jeden Morgen zwanzig Minuten.

An diesem Morgen bemerkte sie, daß vor der alten Scheune, welche der Gärtner jetzt als Vorratshaus benützte, zwei Militärpferde standen, und ein Soldat war eben dabei, ihnen die Beine zu waschen. Elly runzelte die Brauen und lief noch etwas schneller als ohnehin schon nötig war. Sie war auf Soldaten nicht besonders gut zu sprechen und das fehlte nun gerade, daß ihr auf ihrem heimlichen, hübschen Pfad, der ihren Tagesanfang stets mit Blumenduft und Umschlang erfüllte, jeden Morgen ein solcher entgegnet. Eben hatte sie noch beim Frühstück der Mutter gerühmt, daß sie wenigstens vor dieser lästigen Einquartierung verschont bleibe, da sie vom Bahnhof nach ein paar Schritten gleich durch das Haupttor in die bergende Gärtnerei entschlüpfen könne, und einmal oben am Hügel, sei sie vor Anrennpelungen wohl sicher. Daß die alte Remise auch als Unterflurraum herbeigezogen werden könnte, das war ihr nicht im Traume eingefallen.

Aber nun war es also doch so und vielleicht war dieser Soldat, der da Pferdebeine wusch, nicht der einzige und sie konnte sich auf allerlei gefaßt machen. Der Ort, in dem sie ihre Lehrjahre verbracht hatte, war ein bedeutender Waffenplatz, und so hatte sie es in den Zügen, wenn sie am Sonntag abend wieder von zu Hause wegfuhr, oft mit einrückenden Soldaten zusammengetroffen. Es hatte viele anständige Kerle darunter gegeben, aber auch viele andere, und die ersten Gemeinheiten in ihrem jungen Leben waren aus Soldatenmund an ihr Ohr getroffen und sie meinte noch jetzt, sie könnte das, was man ihrem empfindsamen Wesen von damals zu Leide getan, nie, nie vergeben.

Sie musterte den gemächlich arbeitenden Trainsoldaten im Vorüberflitzen mit strenger Miene. Ihre leichten Schuhe berührten kaum den weichen Grund, sodaß er sie erst bemerkte, als sie dicht an ihm vorbeilief.

„Hätten Sie was gesagt, ich wäre mit den Pferden zur Seite getreten, sodaß Sie sich nicht die Schuhe im Gras hätten naß machen müssen!“ rief er ihr nach.

„Danke, es macht nichts“, gab sie mit halb umgewandtem Kopf zurück. Der Soldat sah ihr nach und machte sich dann wieder an seine Arbeit, wobei er von Zeit zu Zeit ein paar freundliche Worte an seine Pferde richtete.

Am Nachmittag mußte Elly wieder an der alten Scheune vorbei. Sie hatte zwischen zwei Zügen anderthalb Stunden

Zeit zum Mittagessen. Es waren jetzt elf Soldaten da und sie hatten einen Brückenwagen aufgestellt, der ihnen als Tisch diente, und darauf ihre Ehgeschirre ausgebreitet. Es duftete kräftig aus den blechernen Schüsseln.

„Wollen Sie auch mithalten?“ rief ihr einer der Männer entgegen.

„Nein, danke“, entgegnete sie, nicht unfreundlich, aber auch nicht freundlich. Die Soldaten sahen ihr nach und machten etwas lange Gesichter.

Am Abend war das Hauptverlesen schon vorüber, als Elln von ihrer Arbeit nach Hause kam. Der Soldat, der am Morgen die Pferdebeine abgerieben hatte, stand auf der Pflasterung vor der alten Remise und sah ihr entgegen. Halb sah es so aus, als hätte er auf sie gewartet und doch auch wieder nicht. Doch auf jeden Fall sollte er sich täuschen, wenn er glaubte, sie zum Zeitvertreib seines Dienstlebens machen zu können.

„Würden Sie mir nicht ein bißchen die Gegend erklären?“ fragte er, „wo es zum Beispiel schöne Spaziergänge hat? Ich bin hier fremd und nur zufolge meiner Kantonszugehörigkeit diesen Manövern zugeteilt.“

Sie blieb nicht stehen, sondern verlangsamte bloß ein wenig ihren Schritt, während sie entgegnete: „Dazu haben Sie ja Ihre Karten, um die Gegend kennen zu lernen. Und überdies ist der Geschmack auch für Naturschönheiten sehr verschieden. Dort drüben der Weg dem Fluß entlang gilt übrigens als sehr hübsch.“

Er lächelte. „Das heißt mit andern Worten, hier am Hügel, wo Sie offenbar wohnen, wollen Sie mich nicht haben.“ Er ging neben ihr her bis zum Tor, das diesmal der Soldaten wegen offen stand.

„Erraten!“ sagte sie und sah ihn einen Augenblick an. Sie blieb stehen, in der Annahme, er würde jetzt umkehren, und dann wollte sie das Tor hinter seinem Rücken verschließen.

Er tat ihr aber den Gefallen nicht, sondern fragte statt dessen mit dem immer gleichen gutmütigen und, wie ihr schien, etwas überlegenen Lächeln: „Sind Sie Männerfeindin oder Antimilitaristin, daß Sie mich friedlichen Bürger so behandeln?“

„Keins von beiden“, entgegnete sie rasch, „das heißt, ich habe noch nicht genügend über diese Fragen nachgedacht. Ich behandle Sie auch keineswegs schlecht und bin nicht so töricht, zu glauben, daß jeder, wirklich ein jeder, welcher den Waffenrod trägt, diesen als Deckmantel benütze, um unter dessen Schutz sich mit Unanständigkeiten an Frauen heranzumachen. Aber“ — sie sah ihm entschlossen in die Augen, um gleich am ersten Tage allen Anrempelungen ein Ende zu machen — „sagen Sie selbst: Würden Sie ein Mädchen heiraten, das schon am ersten Abend mit einem wildfremden Soldaten in den Wäldern herumliefe? Und andererseits: Glauben Sie, ich würde mit einem Mann in der Welt herumlaufen, der schon von Anfang an jede Möglichkeit einer Heirat als ausgeschlossen betrachtet?“

Er lachte auf. „Ausgezeichnet! Aber woraus schließen Sie denn das?“

Sie war etwas verblüfft über seine Hartnäckigkeit, blieb ihm dann aber die Antwort doch nicht schuldig. „Woraus ich das schließe? Aus dem Mangel an Achtung, mit dem jeder Soldat von einem Mädchen spricht, das eingewilligt hat, mit ihm spazieren zu gehen.“

„Es stimmt“, gab er nach einigem Nachdenken zu, „aber der Teufel mag wissen, wo Sie diese Ihre Weisheit her haben.“ (Schluß folgt.)

Ein Einbrecher.

Von G. Vogt.

Rrrr! Rrrr! „Max! Max! Wie du fest schläfst. Ich habe dir schon einige Male gerufen; hörst du denn das Rattern nicht?“

Schlaftrunken setzte sich Max im Bette auf. „Was ist das?“

„Ich höre das schon einige Zeit; ein Einbrecher ist an der Arbeit.“

Sofort erhob sich Moriz und zündete die Stehlampe an.

„Drehe schnell den Schlüssel und schiebe den Riegel vor.“

„Ist geschehen, während du noch schliefst.“

Die beiden Burschen schlüpften hastig in Hose und Schuhe.

Der erste Stod war vom Onkel, einem reichen Weinhändler, der selten in seinem Heimatort wohnte, möbliert. Unter den Möbeln stand ein Sekretär mit Geheimfächern. Der Onkel wünschte, daß dieser bei einem Brande unbedingt gerettet werde. Auch müsse immer jemand im einzelstehenden Hause schlafen.

„Wir müssen Nachschau halten“, flüsterte Moriz, der 26jährige, und erfaßte die Lampe und einen alten Säbel. Der 16jährige ergriff einen Revolver. Sachte wurde der Riegel geschoben und der Schlüssel gedreht. Morizens starker Arm öffnete vorsichtig die Zimmertüre. Das Rattern hörte auf; der Einbrecher war offenbar geflohen. Die zwei Bewaffneten durchschritten den langen Gang. Da plötzlich wieder: Rrrr! Rrrr! Rrrr! Die zwei fuhren zusammen. „Was Teufels ist denn das? Von wo kommt der Lärm?“

Sie öffneten die Haustüre und riefen dem Hund Barri, der aber nicht zugegen war. Hatte ihn jemand absichtlich weggelockt oder lag er vergiftet irgend wo in den letzten Zügen? Beim Wiederbetreten des Hausflurs ließ sich der unheimliche Lärm wieder hören.

„Ich glaube, das kommt vom Keller her. Das muß ein verwegener Kerl sein; der hat uns ja hören können.“

„Sehr wahrscheinlich sind es mehrere. Schließen wir schnell die Haustüre.“

Dann schlichen die zwei aus dem Schlaf Aufgeschreckten die beiden langen, spärlich erhellten Kellertreppen hinunter.

Der Weinteller des Onkels war verschlossen und nichts Verdächtiges ließ sich vernehmen. Aber von wo anders her stellte sich das unheimliche Rattern wieder ein.

So gelangten denn die beiden wieder ins Parterre hinauf und pochenden Herzens führte der schwere Gang zur Wohnung im ersten Stod.

Großes Erstaunen! Leises, dann unbändiges Lachen! In einer Mäus Falle war eine große Ratte gefangen; die biß in das Drahtgeflecht, stellte sich auf die hintern Beine und rüttelte die Falle, die auf der hölzernen Treppe lag.

„Du sollst deinen Lohn bekommen, du Biest!“

Moriz ergriff die Mäus Falle und eilte zum Brunnen trog vor dem Hause.

„Laß sie davonhopsen; die lebt auch gern.“

Langsam öffnete sich die Fallklappe und die Ratte suchte vergnügt das Weiße.

De Näbel.

Wenn nume d'Sunne wieder chem,

Und euse Näbel obsi nehm

Mit alle schwere Sorge!

Er hodet a der Surawand,

Und wott mit siner kalte Hand

Was Ote het, verworje.

Denn wachst de Chumber übers Dach

Und luscheret us jedem Fach,

Und lot si nid verjage:

Er spinnt eim langsam, langsam i

Und singt sis Totelied: „Verbi,

Ihr Hömed nümme z'Gnade!“

Sophie Hämerli-Marti.

(Aus „Ärseele“.)